

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 72 (1960)
Artikel: Heinrich Zschokke als Biograph des Schaffhauser Erfinders Johann Conrad Fischer
Autor: Schib, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-65421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinrich Zschokke als Biograph des Schaffhauser Erfinders Johann Conrad Fischer

Von Karl Schib

A. Johann Conrad Fischer und Heinrich Zschokke

Im Jahre 1845 ließ HEINRICH ZSCHOKKE bei Sauerländer in Aarau eine Novelle mit folgendem Titel erscheinen: *Meister Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden. Ein Feierabend-Büchlein für Lehrlinge, verständige Gesellen und Meister.* Heinrich Zschokke entwarf in dieser Novelle das Bild einer Handwerkergeneration, die vom bescheidenen Kesselflickerdasein herkam und deren Weg eingesäumt war von lebenslustigen Frauen, die keine Hausfrauen sind, von Schnapstrinkern und Hochstaplern; der Aufstieg aus dieser dürftigen Welt erreichte mit Veit Jordan ihren Höhepunkt. Dieser Held der Novelle hatte das Glück, Sohn eines Vaters zu sein, der von der Notwendigkeit einer sorgfältigen Schulung der Handwerker eine hohe Vorstellung hatte. Der junge Veit Jordan besucht während seiner vierjährigen Lehrzeit immerfort die Schule, erwirbt sich eine gründliche Kenntniss der Metalle und benützt die Wanderschaft nicht nur zur handwerklichen, sondern auch zur geistigen Weiterbildung. «Veit war keiner von den Handwerksburschen gemeinen Schlages, die da wandern, um zu wandern; blauen Montag feiern; bei Kartenspiel, Wein- und Bierkrügen den Wochenverdienst verthun, und hintenher von Haus zu Haus fechten gehen; viel sehen und nichts davon verstehen. Er, zu wenigen Bedürfnissen gewöhnt, verließ keine Stadt, ohne einen hinreichenden Zehrpennig erarbeitet und erspart zu haben; hatte keinen Feierabend, ohne ihn bei einem lehrreichen Buche zuzubringen, oder mit Besichtigung von vorhandnen Glocken-, Stück- und Bildgießereien, von Kunstkabinetten oder Modellkammern polytechnischer Anstalten. Und wo er etwas sah, davon er nicht Grund und Zweck begriff, wagt er bescheidne Fragen. Dann schrieb er es in sein Tagebuch ein.»

In London fand Veit Jordan eine Anstellung in einer Fabrik von Guß- und Metallwaren; später arbeitete er mit Erfolg in Paris in einer Gießerei. Nach seiner Heimkehr wurde er Zunftmeister und wagte es, sich trotz den Ängsten seiner Zunftgenossen für die Gewerbefreiheit einzusetzen. Diese Freiheit soll aber nicht «Gewerbs-Zügellosigkeit» bedeuten. Ein

Fähigkeitsausweis muß der selbständigen Ausübung des Handwerks vorangehen. Den Höhepunkt der Laufbahn bildete die Eröffnung des Unternehmens «Glocken- & Stück-, Roth- und Gelbgießerei von Veit Jordan». Der Fürst, der die Fabrik besichtigte, traf den Gründer und Leiter im Schurzfell und Arbeitskittel, «des Handwerkers wahre Gala-
kleidung».

Zschokkes Novelle trägt die Züge des volkstümlichen Schrifttums seiner Zeit, Schwarzweißmalerei und Gefühlsüberschwang sind ihr nicht fremd; aber sie ist ein hohes Lied des Handwerkertums und als solches ein wirtschaftspolitisches Zeugnis aus der Übergangszeit zur Industrie. Nicht zuletzt ist die Novelle «Meister Jordan» ein schönes Dokument für Zschokkes Bemühungen um die Erziehung des Volkes. Die Frage nach den Quellen von Zschokkes Handwerkerbegeisterung ist bisher nicht gestellt worden. Diese wurzelt ganz eindeutig in seiner Bekanntschaft mit dem Schaffhauser JOHANN CONRAD FISCHER.

Als Zschokkes Novelle erschien, war Fischer längst ein weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannter Erfinder und Industriegründer; aber noch um 1850 nannte er sich «Kupferschmied und Glockengießer und beider ehrsamen Handwerke Obmann». Johann Conrad Fischer war 1773 als Sohn des gleichnamigen Kupferschmieds geboren¹. Zschokke war begeistert über die Kultur des Schaffhauser Handwerkerstandes im 18. Jahrhundert, der es der junge Fischer verdankte, daß er vor dem Eintritt in die Kupferschmiedlehre das Gymnasium besuchen und Griechisch und Lateinisch lernen konnte. Mit dem 14. Altersjahr begann die Lehrzeit in der väterlichen Werkstatt. Nach Feierabend arbeitete der Lehrling weiter an seiner Schulbildung und lernte Französisch und Englisch; dazu genoß er bei den beiden Professoren CHRISTOPH JEZLER und MELCHIOR HURTER einen ausgezeichneten Unterricht in Mathematik und Physik. Während seiner Lehrzeit las Fischer CHRISTIAN WOLFFS mathematische und physikalische Schriften; als Kupferschmiedgeselle trug er EULERS *Anleitung zur Algebra* im Felleisen mit. Im Frühling 1792 begann Fischer die Wanderschaft; sie führte ihn durch Deutschland, Dänemark und Schweden nach England. Später besuchte er England wiederholt und lernte vor allem auch Österreich aus eigener Anschauung kennen. In sieben gedruckten Tagebüchern hat Fischer seine reichen Beobachtungen und Reiseerlebnisse festgehalten. Der Wirtschaftshistoriker darf ihn zu den bemerkenswertesten Zeugen der industriellen Revolution in England zählen².

Im Jahre 1795 hatte Fischer das Geschäft seines Vaters übernommen. 1802 verlegte er die Werkstatt aus der Altstadt ins Mühlental. Bald darauf begann seine bahnbrechende Laufbahn als Erfinder. 1804 gelang Fischer der Guß von Werkzeugstahl aus selbstgefertigten Tiegeln; mit dieser Erfindung brach er das englische Monopol in der Herstellung von Tiegelgußstahl. 1828 entdeckte Fischer als erster im deutschsprechenden Gebiet das Verfahren zur Herstellung von Weich- oder Temperguß; er erhielt dafür im selben Jahre ein österreichisches Patent. Im Jahre 1845 gelang Fischer die Herstellung von Formgußstücken aus Stahl. Außer diesen drei Hauptpfeilern, mit denen er die Metallurgie des Stahles wesentlich förderte, machte Fischer eine ganze Reihe weiterer Erfindungen³. Für drei seiner Söhne errichtete Fischer Stahlwerke in Österreich; für eine französische Firma baute er ein Stahlwerk in der Nähe von Montbéliard. Seiner Vaterstadt diente Fischer noch zur Zeit der alten Zunftverfassung als Mitglied des Rates und als Artillerieoffizier, später als Mitglied des Großen Rates, als Tagsatzungsbeamter und als erster Stadtpräsident.

Die Bekanntschaft Fischers mit Zschokke geht auf gemeinsame berufliche Interessen zurück. Die Schaffhauser Regierung wählte Fischer 1803 zum kantonalen Bergwerksadministrator; in diesem Amte suchte er während eines halben Jahrhunderts unermüdlich die umliegenden Wälder nach Bohnerz ab. Im Jahre 1806 vernahm Fischer, daß der aargauische Oberforst- und Bergwerksdirektor Heinrich Zschokke in Sulz bei Laufenburg nach Kochsalz hatte bohren lassen. Fischer wandte sich an seinen aargauischen Kollegen, um von ihm Auskunft über den verwendeten Bohrer zu erhalten. Der zwischen den beiden Bergwerksbeflissenen gesponnene Faden riß nie mehr ganz ab. Die Dokumente ihrer Freundschaft sind freilich für die frühere Zeit recht selten⁴. Am 1. Januar 1831 wandte sich Fischer an Zschokke, um ihn als Redaktor des *Schweizerboten* um eine Berichtigung zu bitten. Ein Brief, den Fischer am 3. Juli 1839 von einem Kuraufenthalt in Baden aus an Zschokke richtete, zeugt für das Weiterbestehen freundschaftlicher Beziehungen.

Fischer wußte, daß Zschokke eine Reise nach Freiburg im Breisgau plante, und schrieb, er könne sich wohl vorstellen, wie Zschokkes «Sinnen- und Geistesverwandte, Welker und Rottek», sich auf den Besuch freuen werden. Fischer berichtete auch von seiner Ferienlektüre; er war im Begriffe, die Schriften des schwedischen Naturforschers und Theosophen Swedenborg zu lesen; er hatte in Dänemark und Schweden

viel von diesem «sonderbaren Seher» gehört und erkundigte sich bei Zschokke über das Vorhandensein einer Biographie. Fischer verhehlte nicht sein Interesse an Swedenborgs Somnambulismus. In bezug auf die Badener Heilquellen äußerte er sich insofern skeptisch, als er nicht verstehen wollte, daß er zur Heilung seines kranken Knies nicht nur im Thermalwasser baden, sondern dieses Wasser auch trinken sollte; er wisse zwar durchaus, schrieb er, «daß der Wein zuweilen den Leuten in die Knie komme», aber nicht das Wasser!

Unterdessen hatte Fischer seinem Freunde die im Druck erschienenen Tagebücher überreicht. Zschokke las sie mit lebhaftem Interesse. Gegenseitige Besuche vertieften die Freundschaft⁵. Am 11. Oktober 1847 dankte Fischer seinem Freunde für die Zusendung des von einem Sohne Zschokkes gemalten Bildes der «Blumenhalde» – so hieß Zschokkes Wohnhaus; es sei für ihn ein «kostbares Geschenk» und auch für die Seinigen ein «höchst schätzbares Andenken».⁶

Schon am 21. September 1847 wußte Fischer von Zschokkes Plan zu berichten, seine Tagebücher neu herauszugeben und mit einer biographischen Skizze einzuleiten. Fischer war etwas überrascht; die Tagebücher schienen ihm für eine Gesamtausgabe zu unzusammenhängend; die Biographie allerdings, meinte er, könne «insofern sie nur die eines Handwerkers ist, vorzüglich um der Neuheit willen einiges Interesse darbieten». Fischer verglich die zu schreibende Biographie mit der Novelle «Meister Jordan», die er mit «so viel Vergnügen gelesen und wieder gelesen» und die er eine «schöne Dichtung im Gewande der Wahrheit» nannte. Für sein eigenes Lebensbild lägen doch nur ganz einfache Tatsachen vor. Aber die Skizzierung der Hauptstationen seines Lebenslaufes, die Fischer im selben Brief beifügte, zeigte Zschokke sofort, wie biographiewürdig Fischers Leben war.

Fischer ging mit sauberen Begriffen an die Neuherausgabe seiner Tagebücher heran; er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken und verbat sich gegenüber dem formal viel gewandteren Herausgeber jede Verbesserung; er betonte ausdrücklich in bezug auf seinen Erstlingstext, der Schwedenreise, daß er «ganz mit allen Fehlern des Styls, der Orthographie und Interpunktion, ja selbst der grammatikalischen belassen werde, weil es eben schon in dem Buch steht, daß ich alles so belassen habe, wie es von Anfang an gewesen».⁷ Fischer legte Wert darauf, daß auch seine Berichte über die Begegnungen mit fürstlichen Persönlichkeiten in die Gesamtausgabe der Tagebücher aufgenommen wür-

den; diese Berichte seien «buchstäblich wahr»; der österreichische Erzherzog Johann allein besitze Manuskripte von allen diesen Unterredungen, 10 an der Zahl⁸. Am 21. Oktober 1847 bat Fischer den Erzherzog um die Erlaubnis, drei seiner Besuchsberichte über Zusammenkünfte mit ihm in der Gesamtausgabe der Tagebücher veröffentlichen zu dürfen. Erzherzog Johann ließ durch seinen Adjutanten Carl Frosard Fischer seine Zustimmung mitteilen. Nun begann Fischer mit großem Eifer biographisches Material zu sammeln und seinem Freunde und Biographen Zschokke in Briefen vom 11. und 22. Oktober 1847 und 14. Februar 1848 mitzuteilen. Diesem biographischen Rohstoff verdanken wir einige ganz wesentliche Hinweise zu Fischers Lebenslauf, die in einer Neuauflage der Fischer-Biographie berücksichtigt werden sollen⁹. Auf zwei Einzelheiten, die in Zschokkes Fragment nicht mehr aufgenommen wurden, sei jetzt schon hingewiesen.

Fischer war ein Erfinder von Jugend an; sein Erfindergenie richtete sich nicht nur auf den Stahl; er erfand auch eine Teemaschine; auch die durchlöcherten Ziegelsteine, die wir heute unter den Baumaterialien als eine selbstverständliche Gegebenheit betrachten, sind seine Erfindung. Erst aus dem im Zschokke-Nachlaß befindlichen Material erfahren wir, daß er ein Spiegelteleskop erfand, um die Zettel lesen zu können, die seine auf der entgegengesetzten Straßenseite wohnende Geliebte ans Fenster hielt; eine andere Kontaktnahme war vorerst nicht möglich gewesen, weil die Angebetete, Catharina von Waldkirch, nach der Meinung ihrer Eltern auf einen adeligen Lebensgefährten warten sollte.

Im Briefe Fischers an Zschokke vom 22. Oktober 1847 erhalten wir ferner den längst gewünschten Aufschluß über Fischers wichtigste Schwenkung im Berufsleben. Wie wurde der Kupferschmied und Glockengießer zum Stahl- und Feilenfabrikanten? Keine Quelle gab bis jetzt darüber Auskunft. In jenem Briefe erzählt Fischer, wie er durch «die an sich nicht sehr bedeutende Wortbrüchigkeit und liederliche Arbeit» eines Gießers dazu gekommen sei, selber zum Eisenguß überzugehen; anfänglich habe er kleine Gegenstände gegossen, später habe er es als Ehrensache betrachtet, Gegenstände von 1800 bis 20000 Pfund zu gießen. «Eine infolge dieser Unternehmung gemachte Reise nach Straßburg in die königliche Gießerey und zufällige Bekantschaft mit dortigem Münzmeister Dubois, der eine kleine Eisengießerey so wie sie Réaumur in seiner ‚Art d’adoucir le fer fondu‘ angibt, für Anfertigung des damals neuen Kilogramgewichts eingerichtet hatte, veranlaßte mich

auch in Schaffhausen die Eisengießerey aus Tiegel- und kleinen Cupolofen auszuführen. Von diesem war der Schritt zur Gußstahlfabrikation, da ich Tiegel, Öfen etc. alles selber machte und den festen Willen hatte, es durchzuführen, obwohl ich in meinem Leben keine Gußstahlmanufaktur gesehen hatte, für mich so gar schwierig nicht mehr, obschon er mir noch viele mißlungene Versuche bereitete und muß übrigens nur das bemerken, daß auch noch heutigen Tages mein Verfahren, das ich selbst erfinden mußte, sowie die Einrichtung überhaupt, von der englischen, obschon ich sie seit 1814 sehr genau kenne, ganz abweicht.»

Zschokke nahm die von Fischer gelieferten Materialien mit Interesse entgegen und machte sich an die Arbeit. Mit Fischer diskutierte er die Honorarfrage, und im Februar 1848 begann er die Verhandlungen mit dem Verleger. HEINRICH REMIGIUS SAUERLÄNDER, Zschokkes und Fischers bisheriger Verleger, war am 2. Juni 1847 gestorben; sein Sohn JOHANN REMIGIUS interessierte sich mehr um das Soldatenhandwerk als um den Buchverlag, und so wandte sich Zschokke denn an den Bruder des Verstorbenen, DAVID SAUERLÄNDER, Buchhändler in Frankfurt am Main: «Da es sich mit meinem Unwohlseyn bessert und ich schon den ganzen Tag außer dem Bett bin (doch mit Stuben-Arrest), denk' ich an Sie, mein theuerster Herr Sauerländer, und an mein Versprechen, Ihnen für Ihr rhein. Taschenbuch eine kleine Erzählung zu liefern. Aber es hat damit ein eignes Bewandnis, und ich muß deshalb vorher nothwendig einige Fragen an Sie thun. Die Erzählung soll und wird heißen „*Der Kupferschmied von Schaffhausen*“ und ohngefähr drei Bogen stark werden. Aber die Schöpfung derselben ist nicht so leicht; es liegen zum Behuf derselben eine Menge kleiner Drukschriften, Familienpapiere, Briefe usw. vor mir, sogar vom Erzherzog Johann. Die Quintessenz muß mit Vor- und Umsicht ausgesogen werden. Es ist wirkliche Geschichte und zwar die meines Freundes Herrn Artillerieoberstleutnants *Fischer* von Schaffhausen, mit dem ich einverstanden bin. – Nun *erste Frage*: Da ich die Arbeit schwerlich vor Monat Mai beendigen kann, ist mir's wichtig zu wissen, *ob dies für Sie zu spät ist?* In dem Fall, ist das *dolce far niente* gewahrt, laß ich mir noch längere Zeit dafür während des Sommers.

Schon der Titel sagt Ihnen, daß dies Lebensbild ein Gegenstück zum „Meister Jordan“ sey oder wird. Für ein Volksbüchlein sind aber drei Bogen zu wenig; es soll aber ein Volksbuch (mein letztes) und darum besonders gedruckt werden in wohlfeilem Preise. Ihm die gehörige Cor-

pulenz zu erteilen, werd ich in die Mitte der Erzählung die lehrreiche *Schwedenfahrt* des Kupferschmiedgesellen (im Frühjahr 1794) aus seinem Tagebuch einschalten. Dann wird das Büchlein etwa 7 Bogen stark. Ihr Neffe, Herr Verleger Sauerländer, kann mir, obwohl er Verleger aller meiner kleinen Volksschriften ist, dies nicht übel deuten...»

Als weiteren Vorschlag unterbreitete Zschokke David Sauerländer den Neudruck der Tagebücher, für die er als Einleitung «Die Geschichte des Kupferschmiedgesellen» aus dem «Taschenbuch» vorschlug. «Ich werde», schrieb Zschokke, «das Ganze revidieren, den Styl corrigieren, Entbehrlichkeiten ausscheiden, sodaß die Umarbeitung im Druck etwa etliche 20 Bogen geben kann.» Wenn es David Sauerländer zu viel wäre, würde Zschokke alles bei seinem Neffen in Aarau herausgeben.

Am 27. Juni 1848 starb Heinrich Zschokke. Was wir im Anhang als Fragment zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben, war das Resultat von Zschokkes letzten Arbeitsstunden. Sein Sohn, Emil, stellte ausdrücklich fest: «Im Nachlasse des verewigten *Heinrich Zschokke* befindet sich als Manuscript nachfolgende biographische Erzählung, von welcher wir wissen, daß es seine *allerletzte* schriftstellerische Arbeit war.»

Fischer gab in einem Brief vom 28. Juni 1848 an Alexander Zschokke seinem Schmerze über den Hingang des Freundes Ausdruck: «Mit ebenso viel Bestürzung als innigem Bedauern las ich Ihre Traueranzeige vom 27. dies, und mit derselben ist nun auch also meine Hoffnung, Ihren geliebten, nun seligen Vater in kurzem besuchen zu können, zunichte geworden. Eine Hoffnung, die um einen so größeren Werth für mich hatte, da er sich in der letztern Zeit so viel mit mir beschäftigte, was ich als einen besonderen Beweis seiner mir so höchst schätzbaren Freundschaft für mich ansah.»

Das vierzehseitige Manuskript, das Heinrich Zschokke hinterließ, ist ein Dokument der Freundschaft, die ihn mit Johann Conrad Fischer verband. Zschokke hatte weit ausgeholt und treu nach den Angaben Fischers das Herkommen, die Jugendzeit und die Gesellenreise bis zur Ankunft in Kopenhagen erzählt. Das knappe Bruchstück zeigt, wie groß das Anliegen Zschokkes war, das Leben seines Helden beispielhaft für alle diejenigen darzustellen, die daran zu zweifeln wagten, daß Handwerk goldenen Boden hat. Dem Fischer-Biographen Zschokke ist es nicht beschieden gewesen, bis zu den großen Erfolgen Fischers auf dem Gebiete der Metallurgie und bis zu seinem weltmännischen Wesen vorzu-

stoßen. Die Begeisterung für den erfolgreichen Handwerker hätte zweifellos ihre Krönung in der Feststellung erfahren, daß Fischer den Handwerkerhorizont eindeutig durchstoßen hat, indem er Werkstatt und Forschungsstätte vereinigte und in die unendliche Weite modernen naturwissenschaftlichen Erkennens hineinblickte.

Nach dem Tode des Vaters machte sein zweiter Sohn, EMIL ZSCHOKKE, Pfarrer in Kulm, den Versuch, die Fischer-Biographie weiterzuführen¹⁰. Er kopierte das väterliche Manuskript und setzte die Erzählung fort bis zur Heimkehr Fischers von der Gesellenreise. Die Randbemerkung «Weiter erzählt, aber auch nicht vollendet, von Emil Zschokke» belegt den endgültigen Verzicht.

Heinrich Zschokke und Johann Conrad Fischer waren in Freundschaft verbunden, obwohl ihre politischen Ansichten in mancher Hinsicht auseinandergingen. Zschokke gab sich gelegentlich Mühe, über den Parteien zu stehen; aber er blieb doch dem politischen Radikalismus verpflichtet. Fischer war Föderalist, Gegner aller Vielregiererei und aller Übergriffe des Staates gegenüber den Klöstern. Er konnte lächeln über die Zeitgenossen, die glaubten, die eigentliche Schweizergeschichte beginne erst mit der Bundesverfassung von 1848. Über die Verschiedenheit ihrer politischen Bekenntnisse hinweg waren Fischer und Zschokke vereint im Glauben an die Bildungsfähigkeit des Menschen und in der Verteidigung aller geistigen Werte angesichts des aufsteigenden technischen Zeitalters.

Anmerkungen

¹ Über Fischers Leben vgl. KARL SCHIB und RUDOLF GNADE, *Johann Conrad Fischer 1773–1854*, Schaffhausen 1954.

² Vgl. *Johann Conrad Fischer 1773–1854, Tagebücher*, neu herausgegeben von der Georg Fischer Aktiengesellschaft Schaffhausen, bearbeitet von KARL SCHIB, 859 Seiten.

³ Vgl. SCHIB/GNADE, S. 102 ff.

⁴ Fischers literarischer Nachlaß ist nur ganz bruchstückhaft erhalten geblieben. Alle für unser Thema zur Verfügung stehenden Quellen stammen aus dem Nachlaß Heinrich Zschokkes in der aargauischen Kantonsbibliothek; Photokopien befinden sich im Werkarchiv der Georg Fischer Aktiengesellschaft Schaffhausen.

⁵ In Zschokkes Hausbuch *Der Blumenhaldner, eine Wochenschrift für die Blumenhalde*, sind Fischers Besuche vom 29. Mai 1840 und 6. September 1844 eingetragen (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. ROLF ZSCHOKKE).

⁶ Beim Maler dürfte es sich um Zschokkes vierten Sohn, ALEXANDER GOTTFRIED,

handeln, der von Beruf Kupferstecher und Zeichenlehrer an der Kantonsschule war. Vgl. die Biographie von ROLF ZSCHOKKE (*Biographisches Lexikon des Kantons Aargau 1803–1957*, S. 911 f.).

- ⁷ FISCHER hatte das Tagebuch der Reisen von 1794 erst im Jahre 1845 im Druck erscheinen lassen.
- ⁸ Ein in FISCHERS Schreibkalender erhalten gebliebenes Bruchstück konnte ich im Anhang meiner Tagebuchausgabe veröffentlichen. Nun kam jüngst in Graz ein weiterer Besuchsbericht Fischers zum Vorschein; REINER PUSCHNIG gab ihn unter dem Titel «Ein Tag im Hause Erzherzog Johanns» heraus (*Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark* 50 [1959] 71–91). Auf die Entdeckung weiterer Manuskripte ist kaum zu hoffen, da der in Graz liegende schriftliche Nachlaß Erzherzog Johanns zum größten Teil der Kriegskatastrophe von 1945 zum Opfer gefallen ist.
- ⁹ Bei der Abfassung der Biographie waren mir diese, im Zschokke-Nachlaß liegenden Briefe Fischers nicht bekannt; den Hinweis auf ihr Vorhandensein verdanke ich Herrn Dr. G. BONER vom Staatsarchiv Aarau. Von den Zschokke zur Verfügung gestellten biographischen Angaben sind einzig die «Biographischen Notizen» an Fischer zurückgekommen und in seinem Nachlaß erhalten geblieben; ich habe sie im Anhang der Tagebuchausgabe veröffentlicht.
- ¹⁰ Vgl. die Biographie von ROLF ZSCHOKKE (*Biographisches Lexikon des Kantons Aargau*, S. 913 f.).

B. Das Fragment einer Biographie

Der Kupferschmied von Schaffhausen

Von Heinrich Zschokke

Statt den weiten Weg über das Weltmeer nach Amerika zu nehmen, um einen großen Wasserfall zu sehen, macht man's sich bei uns zu Lande bequemer und geht nach *Schaffhausen*. Der ungeheure Wogensturz des *Rheinstroms* unter ewigem Donnern und aus der Tiefe auffahrender Wolken des Wasserstaubes kann uns Europäern wohl das Schauspiel des *Niagara* vergessen machen. Seltne Merkwürdigkeiten andrer Art bietet Schaffhausen keine oder nur wenige der Neugier der Reisenden zur Schau.

Und doch ist in dieser alten gewerbigen Schweizerstadt etwas vorhanden, das gewis Beachtung verdient; [das] leider in vielen Städten, wo man's sonst auch fand, längst verschwunden ist, ein Kleinod, dessen Besitz ihnen zu ihrem häuslichen und bürgerlichen Glück wohl wieder zu wünschen wäre. Dies Kleinod ist die Kraft, Tauglichkeit und Tugendlichkeit vom Mittelstand der Bevölkerung, der eigentlich in allen Ländern *der eigentliche Adelsstand des Volkes* seyn sollte. Freilich fehlt es auch nicht an Pöbel da, in Lumpen und Sammet und Seide gekleidet. Aber ich spreche vom Mehrtheil der Einwohner. Er hat noch aus der sogenannten «alten, guten Zeit der Väter» das *Gute* derselben treu

bewahrt, und das *Bessere* unserer Zeiten dazu gefügt; hat das Löbliche der vormaligen Hauszucht und öffentlichen Ehrbarkeit mit dem gefälligeren Wesen des heutigen Tages vereint und Sitteneinfalt und frommen Sinn gepaart mit höherer Bildung und Lust am Fortschritt in Kunst und Wissenschaft beibehalten, wie auch schon vorzeiten in den meisten Schweizerstädten Übung war.

Anderer Orten, wo man aus der «*alten guten Zeit*» nur etwa noch Vorurtheile und Bräuche der Zopf- und Spießbürgerei festhält, mag's töricht oder wohl gar lächerlich scheinen, zu hören, daß es im Schweizerland sogar unter Handwerkern nicht [an] tüchtigen Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern fehlt, die dennoch ihr Schurzfell nicht wegwerfen. Aber das ist eben die Frucht der von Vätern auf Kinder fortgeerbten Sitteneinfalt und Hauszucht. Ich will davon nur ein Beispiel aus der Familien-Chronik eines der ältern Geschlechter Schaffhausens erzählen. Die Erzählung, wie man bald sehn wird, ist keine schöne Dichtung oder Novelle, sondern Wahrheit.

Schon vor anderthalbhundert Jahren – ich hole ein wenig weit aus; doch kann's als Beitrag zur Geschichte der Erziehung der Handwerksleute dienen und wie sich dieselbe im Lauf der Zeit gestaltet hat. Auch ist der Rückblick auf bürgerliche Ahnen, denk' ich, so viel, oft mehr werth, als auf hochadliche Ahnen. – Doch zur Sache!

Also schon vor anderthalb hundert Jahren lebte in Schaffhausen ein wackerer Bürger, Namens Fischer; ein Kürschner von Profession, aber ein Mann, der das Seine rechtschaffen gelernt hatte, und mehr verstand, als den Pelz klopfen und in Kappen und Mäntel verwandeln. Er ward sogar zum Mitgliede der Regierung des Landes erwählt. Das machte ihn aber durchaus nicht stolz. Die Werkstatt blieb sein Audienzsaal; die Linnenschürze sein Ehrenschmuck. Auch hatte er einen Sohn, einen kräftigen, rüstigen Burschen, der *Christoph* hieß, den er nicht wie einen Rathsherrn-Sohn erzog, sondern kurz hielt, das heißt, zum Lernen und Arbeiten gewöhnte.

Christoph hatte nicht viel Zeit, auf der Straße herum zu laufen und Unfug und Possen zu treiben. Sobald er hinlänglich geschult war, mußte er in die Werkstatt eines Kupferschmiedes; und weil er gut Rechnen gelernt hatte, sich einige Handelskenntnisse erwerben. Denn es ist immer nützlich, etwas mehr zu wissen, als man zur Noth braucht. Niemand sieht voraus, mit welchen Schicksalen uns die Zukunft bewirthen will. Das kam dem *Christoph* nachher wohl zu statten, und brachte ihm manchen Nebengewinn, zur Vergrößerung seines Vermögens. Er durchwanderte nach vollendeter Lehrzeit ganz Deutschland bis an die Nordsee, und kehrte über *Frankfurt am Main* zurück, wo er ebenfalls eine zeitlang in Arbeit trat. Hier sah er zur Meßzeit mit Lust und Erstaunen das Gewühl des großen, europäischen Marktes. Da blieb er nicht, wie andre

Handwerksbursche, vor der Bude des Hanswurstes stehn, oder gar vor Schnappsladen und Garküchen, sondern er musterte fleißig die verschiedenen Gegenstände des menschlichen Kunstfleißes, die mannigfaltigen Waaren, welche da aus allen Gegenden zur Schau in den Gewölben aufgehäuft lagen; fragte um die Preise; schrieb sich allerlei in sein Taschenbuch auf und dachte: «Holla, wenn ich mich einmahl zu Hause etablirt haben werde, läßt sich hier gut Birnen schütteln.» Und er hielt sich Wort.

Sobald er in Schaffhausen seine eigne Werkstätte aufgethan hatte (es war im Jahr 1717), that er's bald allen Meistern voraus. Fleiß und verständige Sparsamkeit füllten den Geldbeutel. Alljährlich zog er nach Frankfurt zum großen Marktplatz von Deutschland; nahm mancherlei Kaufmannsgut aus der Schweiz mit sich dahin, und brachte dagegen rohe und verarbeitete Messingwaaren, wie sie damals besonders von Aachen kamen, auch andre Artikel, wie Niederländer Flachs u. dgl. m. in die Heimath zurück. Das gelang. Freilich schlug's ihm auch manchmahl fehl. Aber wer das Unglück nicht versucht hat, meynte Meister *Christoph*, der ist des Glücks nicht werth.

So gewann der vielthätige, welterfahrne Mann in Kurzem die Hochachtung seiner Mitbürger. Man gab ihm die Obmannsstelle beim Handwerk; man wollt' ihn in obrigkeitliche Ämter wählen. Er schüttelte aber den Kopf und antwortete, alle Anträge dieser Art ablehnend, mit dem alten Schaffhauser Sprüchlein:

«Wer nit goht i G'richt und Roth,
der weiß nit, wie wohl daß es um ihn stoht.»

Überhaupt war er, bei all seinem Wohlwollen, im Umgang äußerst umsichtig und vorsichtig; vielleicht oft ohne Noth. Aber er hatte vielerlei erlebt. Wenn guthmüthige Menschen in ihrem Glauben und Vertrauen auf Andre zu oft betrogen werden, bleibt gewöhnlich, sobald jene verschwinden, Mistrauen, als Bodensatz davon, zurück. Es bezeichnet ganz die Denkart dieses Biedermanns, was er in sein Zeichnungsbuch von Kupferschmiedsarbeiten, Drachenköpfen, und Ornamenten aller Gattung eingeschrieben hatte. Er nannte das seine drei Klugheitsregeln. Sie lauten: *Erstens*: «Trau schau, wem!» *Zweitens*: «Trau keinem Wolf auf grüner Haid und keinem Juden bei seinem Eid, und keinem Krämer bei seinem Gewissen, sonst wirst du von allen dreien beschmissen.» *Drittens*: «Gottes Barmherzigkeit, der Pfaffen Geitzigkeit und der Bauern Bosheit, währet bis in Ewigkeit, Amen.»

Man kann sich wohl vorstellen, daß ein Mann, wie Meister *Christoph*, gute Hausordnung hielt. Da hatte alles seine *bestimmte Zeit*, alles seinen *bestimmten Ort*; Jeder kannte sein Tagewerk, und verrichtete es nach Vorschrift in der Stille. Überall ging der Meister den Gesellen, die rührige Hausfrau den Mägden mit Beispiel voran. Das fruchtete mehr, denn ewiges Predigen, Eifern und Keifen, vom Morgen bis Abend.

Um das Bild vom Meister Christoph zu vollenden, muß ich noch der Art und Weise gedenken, wie er seinen Sohn *Konrad* erzog. Man lernt daraus, wie vorzeiten die meisten Handwerksleute sehr wohlhábliche, achtbare Personen waren und werden konnten, während sie heutigen Tages häufig verarmen und zu Grunde gehn; wie vorzeiten ihrer Viele nicht blos ihr Gewerbe trefflich zu treiben und zu vervollkommnern verstanden, sondern sogar wissenschaftlich gebildete, mit unter gelehrte Männer waren, brauchbar zu höhern Kriegs- und Staatsämtern, während heutiges Tages ihrer Viele kaum gehörig Schreiben, Rechnen und Zeichnen gelernt haben.

Die Erziehung, welche Vater *Christoph* seinem Sohn gab, war streng. Er verwandte kein Auge von ihm. Mit Gassenjungen ward kein Umgang erlaubt; weil schlechte Gesellschaft gute Sitten verdirbt, wie die Bibel lehrt und die Erfahrung bestätigt. Statt dessen gab es kleiner, nützlicher Hausgeschäfte die Menge. Als Knabe von vierzehn Jahren mußte *Konrad* schon den Waarenwagen des Vaters zur Frankfurter Messe, und von da wieder zurück begleiten, und zwar größtentheils den Weg zu Fuß machen. Das hinderte ihn nicht am Lernen. Zwar sollte er ebenfalls Kupferschmied werden, aber bevor er zur Profession angehalten ward, mußte er durch sämtliche sechs Klassen der lateinischen Schule vollständigen Antheil am Unterricht derselben nehmen. Dann, als die Lehrzeit bei Amboß und Schmelzofen begann, und so lange sie währte, ließ ihn der Vater noch, nicht nur im Zeichnen und in der französischen Sprache, sondern auch im Tanzen und Fechten unterweisen. Denn damals trug noch Jedermann ehrbarlich Stock und Degen, wie man gegenwärtig Schnurr- und Bakken- Boks- und Judenbärte trägt.

Vielleicht wird man fragen: «Wozu doch so vielerlei Kenntniss und Gelahrtheit für einen gemeinen Handwerker?» – Lebte der alte Obmann *Christoph Fischer* noch, er würde Euch antworten: «Eben ein *gemeiner Handwerker* sollte mein Bube nicht werden!» Und der Ehrenmann hatte nicht Unrecht, wie die Folge bewies. Sein Augenmerk war hauptsächlich darauf gerichtet, daß der Sohn, neben Aneignung aller Kenntnisse für sein künftiges Berufsfach, dasjenige lerne, was für den Stand eines Professionisten wohlthätig und angemessen seye, und den Bürger, zumahl eines freien Schweizerstaates, befähigen könne, dem Vaterlande noch höhere Dienste zu leisten, falls Neigung, oder Pflicht dazu auffordern. In den meisten Ländern freilich sind solche Vorbereitungen ziemlich überflüssig; denn da ist für Staatsdienste Namens-Adel brauchbarer, als Geistes-Adel. Vater *Christoph* hingegen hatte in spätern Jahren dafür die Freude, seinen Sohn nicht nur, als sehr geschikten Mann, der immer Arbeit vollauf hatte, von allgemeiner Achtung umgeben, sondern auch durch das öffentliche Vertrauen zur Rathsherr-Würde und zum Vogtrichter von Schaffhausen gewählt zu sehn.

Nach vollendeten Lehrjahren trat der junge *Konrad* üblicherweise, seine Wanderschaft in die Fremde, als Kupferschmiedsgesell, an. Er, wohlgeschult, daher mit hellern Augen des Geistes versehen, sah daher, wohin er kam, weit mehr, als der unwissende Troß gewöhnlicher Handwerksbursche. Er bereisete Deutschland, Ungarn, Polen, Preußen, Dänemark und England. Er brauchte nicht zu fechten, d. h. zu betteln zu gehn. In jeder Werkstatt erschien der kunstgeübte Jüngling willkommen. Zu *Woolwich* in England arbeitete er fünf Jahre lang in der königlichen Gießerei bei dem damaligen Director *Schalch*¹ von Schaffhausen, theils als Ciseleur, theils als Gießer. Neun Jahre lang hatte er auf Reisen zugebracht; dann kehrte er über Holland und Frankreich in die väterliche Heimath, als welterfahrener Mann zurück, vermählte sich mit einer Rathsherrn-Tochter, und betrieb, neben seiner eigentlichen Profession, auch die Verfertigung von Feuersprützen mit stattlichem Gewinn.

Auf seinen Wanderungen hatte er sich zum wahren Weltbürger umgebildet, Spießbürgereien und Vorurtheile aller Art, die wohl sonst Handwerkern ankleben, von sich abgeschält, und bei dem Allen, ernste Vaterlandsliebe und ächte schweizerische, republikanische Denkweise nicht aufgegeben. In kirchlichen Dingen war er, was jeder wahrhafte Christus-Jünger seyn sollte, im höchsten Grade duldsam und schonend. Arbeiteten bei ihm z. B. katholische Gesellen, so durften ihrer willigen Freitags nur Fastenspeisen zum Essen aufgetragen werden. Am treffendsten bezeichnet ihn, in moralischer Beziehung, ein Vers, den er innerhalb über die Thür seines Schlafzimmers geschrieben hatte und der folgendermaßen lautete:

Laß die müden Augenlider
 Nie zum Schläfe sinken nieder,
 Bis du dreimahl nachdedacht.
 Wie der Tag sey zugebracht.
 Erst, *wo* hat man dich gesehen?
 Zweitens, was ist *Guts* geschehen?
 Drittens, was ist *schlimm* vollbracht?
 Freu dich, hast du recht gewandelt;
 Straf dich, hast du schlecht gehandelt;
 Überdenk dies jede Nacht!

Solche Gesinnungen befruchteten ihm das Leben nothwendig mit dauern- dem Glück; das heißt, mit Zufriedenheit und Seelenstärke. Es fehlte zwar nicht an widerwärtigen Schicksalen; aber er wußte ihnen unerschrocken zu begegnen, oder klug auszuweichen. «Der Mensch ist selber der Schmied seines Glücks und Unglücks auf Erden», meinte er: «Bei der Arbeit Verstand und fleißige Hand; im Handel und Wandel Treu' und Redlichkeit; im Haushalt täglich

ein Kreuzer oder Gulden weniger Ausgabe, als Einnahme, macht keinen zum Bettler.» – In der That schufen ihm seine Grundsätze, an denen er standhaft festhielt, ein möglichst sorgenfreies Leben und ehrenhafte Stellung in der Welt. So erreichte er ein hohes Alter, verschönert durch Liebe einer frommen, sorglichen Gattin, und umringt von wohlerzogenen Kindern und Enkeln.

Noch einige Worte muß ich von der Art sagen, die er in der Erziehung seiner Kinder beobachtete, oder vielmehr nur in der seines Sohnes *Hans Konrad*. Denn von diesem Sohne und seinem Schicksal soll eigentlich in meiner einfachen Erzählung die Rede seyn. Fast vielleicht zu lange verweilt' ich bei den Bildern seiner Ahnen; und doch gehörte auch ihre Geschichte zur Sache, um den Gegensatz von *Ehmahls* und *Heut* im Thun und Treiben der meisten Genossen des Handwerkerstandes anschaulicher darzustellen.

Hans Konrad also war ein lebhafter, oft wilder Knabe. Aber der Ernst des Vaters, die Milde und Güte der Mutter verstanden es, ohne rohe Härte, den Wildfang zu zügeln, der daneben sehr gutmüthig war. Wenn er im Spiel mit seinem Schwesterchen Händel anfang und es zu arg trieb, ward er plötzlich zum frömmsten Lamm, sobald ihm die Mutter zürnend zurief: «Thust du schon wieder wie ein böser Leu? Bist nicht umsonst im Leu geboren!» Er war nämlich im Zeichen des Löwen (d. 14. September 1773) zur Welt gekommen. Um Alles fragte er; von Allem wollte er das «*Warum?*» und «*Wie?*» wissen; Alles nachmachen, wie Kinder in ihren ersten Jahren pflegen. Eltern gemeinen Schlages lachen allenfalls zu den kindischen Einfällen und Possen; lassen die kleinen Springinsfelde laufen, oder weisen sie mürrisch ab, wenn sie mit vielem Geschwätz und Fragen überlästig werden. Nicht so der Vogtsrichter. Er benutzte weislich diese Eigenthümlichkeit des Kindesalters, diesen Naturwinck, die Geistesentwicklung des Unmündigen zu beginnen. Konrad lernte, was ihn umgab, nennen und kennen, und, seiner Fassungskraft gemäs, Ursach und Zweck daran einsehn. Das blieb nicht ohne gute Frucht. Denn Wißbegier, wenn man sie nährt, wird davon nur erregter, nicht gesättigter. So geschah es, daß der Kleine, als man ihn zur Schule schikte, nicht nur schon mehr verstand, denn seine meisten Kameraden, sondern auch, eifriger als sie lernte, soviel seine Flüchtigkeit erlaubte, und die damalige Beschaffenheit des Schulwesens Lust erwecken konnte. In jener Zeit gehörte, außer den Schulbüchern, auch noch der Stock zu den vorzüglichsten Lehrmitteln, den die altern Herrn geistlichen und weltlichen Standes mit vieler Behendigkeit zu führen verstanden.

Hinlänglich mit den Wirkungen dieser Mittel ausgestattet, mußte der Knabe im vierzehnten Jahre die lateinische Schule verlassen, um die Profession des Kupferschmieds zu erlernen. Hier bildete ihn der Vater in der Werkstatt auf

höchst einfache Weise zum Gwerb an. Hier mußte der Lehrbursch zwar nicht, wie häufig bei heutigen Handwerkern geschieht, die edle Zeit mit Stuben fegen, Aushilfe in der Küche, Bedienung der Frau Meisterin oder der Gesellen u. s. w. verschleudern, aber doch ward der Meisterssohn ganz, als Lehrjunge, behandelt. Sogar durfte er Sonntags nicht einmahl mehr, wie sonst als Lateinschüler, seinen Spazierstok tragen, bekam auch keinen Kreuzer Taschengeld. Und that es einmahl Noth, nahm wohl die Mutter den Klagenden zu sich und sagte: «Sey doch still; heische vom Vater nichts. Ich will dir ja schon geben, was du brauchst, wenn du es nur recht anwendest.»

Beim Arbeiten in der Werkstatt hingegen hatte der Vater fast allein nur Augen für ihn. Vom Leichtesten ließ er ihn stufenweis zum Schwerern übergehen, und nicht früher, bis er das Leichtere mit Leichtigkeit zu machen verstand. Später, sobald er Gewandtheit genug hatte, ließ er den Burschen, was immer für ein Stük er zu verfertigen sich getraute, vornehmen. Mislang's, machte er ihm nicht den geringsten Vorwurf, ließ ihn aber nichts von andrer Art anfangen, bis, statt des Verdorbnen, etwas Rechtes vollendet war. «Durchs Fehlschießen lernt man das Treffen am besten.»

Neben Handarbeit durfte Kopfarbeit nicht versäumt werden. Vater *Fischer* besaß eine kleine Büchersammlung. Damit der Knabe mehr von der Welt erfahre, als die Ringmauern seiner Vaterstadt umfaßten, gab er ihm *Jablonsky's* Conversationslexicon zu lesen;² damit er sich zum Umgang mit Menschen vorbilde, den *Jesus Sirrach*; damit er nichts vergesse, was er in der Schule gelernt, neben mehrern Werken über Naturkunde, *Wolfs* Anfangsgründe der Mathematik.³ Die studierte der Lehrbursch mit Herzenslust durch, während die unwissenden Gesellen ihn auslachten. Dabei ließ er es nicht bewenden. Schaffhausen besaß nebst vielen wakkern Schul- und Staatsmännern damals zwei vorzügliche Mathematiker, den Artillerie-Hauptmann *Hurter*,⁴ und den Professor *Jetzler*,⁵ seines Handwerks eigentlich ein Kürschner. Beide ertheilten unentgeltlich, ja noch mit eignen Geldopfern verbunden, jungen Leuten, selbst verheuratheten Männern, Unterricht in der Arithmetik, Algebra, Geometrie u. s. w. *Konrad* drängte sich hin zu. Hier eröffnete sich seinem Geiste eine neue Provinz des menschlichen Wissens; eine Wissenschaft, die den festesten Boden hat und für seinen Beruf wichtig werden konnte.

Es ward ihm in späterer Zeit Manches wichtig, von dem er es nie geglaubt hätte. So wollte er sogar Goldmacher werden. Unter den Büchern seines Vaters hatte er eines Tags auch ein altes Kunstbuch gefunden und darin eine Angabe, Weiskupfer zu machen. «Holla!» dachte er: «das mußst du, als künftiger Kupferschmied, versuchen!» und lief in die Apotheke, Arsenik zu kaufen, weil dies dem Kupfer die Farbe nimmt. Der Apotheker-Gehülfe, der selber in aller Heimlichkeit den Stein der Weisen suchte, zollte ihm nicht nur Beifall, sondern lieh ihm alchemistische Werke des Paracelsus, Raimond



Johann Conrad Fischer
um 1830



Heinrich Zschokke

1830

Lulle, Basilius Valentinus u. s. w. Nun saß der Knabe, so oft er konnte, eifrig und verstohlener Weise beim Schmelztiegel, das große Geheimnis zu entdecken. Sein Vater, der bald den Zweck des stillen Treibens wahrnahm, ward zuerst zornig darüber und rief: «Du und der Apotheker und alle Goldmacher sind Narren!» In Herzensangst nahm *Konrad* zum Apostel Paulus Zuflucht: «Und der hat doch gesagt, Vater: Prüfet Alles und das Gute behaltet!» – der Alte lachte: ließ den Burschen gewähren, überzeugt, er werde die Grübeleien von selbst aufgeben. Was auch geschah. Inzwischen hatten die alchemistischen Übungen des Knaben doch noch in dessen Mannesalter gute Folge. Er brachte nämlich die bleibende Verbindung von Kupfer und Eisen im Schmelzfeuer zu Stande, was man sonst für unausführbar hielt. Österreich gab ihm für die nützliche Erfindung ein Privilegium.

Nach beendeter Lehrzeit blieb er noch ein Jahr lang, als Gesell, mit der kargen Löhnung von 36 Kreuzern wöchentlich, im väterlichen Hause. Dann ging's auf die Wanderschaft. Vater und Mutter gaben ihm ihren Segen, drei Louisd'ors Reisegeld, einen vom Schneider umgewandten Rok, als Sonntagskleid, und so ließen sie ihn ziehn. Eine dürftige Ausstattung, wird man denken. Allein es zeigte sich nachher, der Vogtsrichter wollte nur erfahren, ob auch der kaum zwanzigjährige Bursch hausen gelernt habe? Zum Glück gab es damals (1792) noch keine Cigarren, welche izo im Geldbeutel und in der Einbildung junger Leute aus der arbeitenden Klasse nicht immer die heilsamste Wirkung hinterlassen. Im Fischerschen Hause hieß es:

Arbeite, spare, thue Recht,
So bist du nie des Andern Knecht.

Den Habersak auf dem Rücken, worin, statt der Schnappsflasche, Eulers Anleitung zur Algebra⁶ mitging, machte sich *Konrad* wohlgemuth auf, zuerst nach *Frankfurt am Main*, wo er bei Meister *Sandmann* ein halbes Jahr arbeitete, und den Krönungsprunk des letzten deutschen Kaisers sah; dann im rauhen Herbstwetter, bei Sturm und Regen, durch Hessen und Thüringen nach Sachsen, wo er in der Stadt *Chemnitz* beim dortigen Oberältesten, Kupferschmied *Müller*, Arbeit fand. Das war ein redlicher, geschikter und wohlhabender Mann, ganz nach altem Schrot und Korn. Die Arbeit begann, nach damaliger lobenswerther Gewohnheit, auch im Winter schon des Morgens fünf Uhr; dagegen war Abends sieben Uhr Feierabend, und *Konrad* hatte dann Zeit genug, sich entweder mit Eulers Algebra zu beschäftigen, oder in sein Taschenbuch Notizen über das einzuschreiben, was er Merkwürdiges gesehn hatte.

Das gefiel ihm; und noch besser, als er unverhofft in den Kreis gebildeter Männer und Familien gezogen ward. Denn der Umgang mit unwissenden, rohen Handwerksburschen alltäglichen Schlages widerte ihn an, obgleich er nichts weniger, als stolz war. Als eines Tages der Arzt des Hauses, ein Doctor *Tanner*, der damals eben an einem Werke über das Geschwindbleichen arbeitete, zum Meister *Müller* kam und im Fenster zufällig Eulers Algebra aufgeschlagen fand, sagte er: «Wer liest hier das Buch?» – «Mein Gesell da draußen, der auf der Straße am großen Kessel arbeitet», antwortete der Meister. «Wieviel Kubikfuß Wasser hält der Kessel?» Der gute Herr *Müller* schüttelte den Kopf, erwiderte, das wisse er nicht; doch möge der Kessel wohl so und so viel Dresdner Eimer Wasser fassen. – Der Doctor, dem die Angabe nicht genügte, weil er seinem Buche über Geschwindbleicherei Zeichnungen von Kesseln beifügen wollte, versetzte: «Versteht Ihr Gesell das Buch hier, so kann er auch meine Frage beantworten. Kann er es, so sagen Sie ihm, er solle mir die Berechnung vom kubischen Inhalt des Kessels am Sonntag Nachmittag bringen, und», fuhr er fort, indem er die Uhr herauszog: «solle mir auch berechnen, wann der Stundenzeiger auf der Zahl 7 und der Minutenzeiger auf 12 steht, in der wievielten Minute des Zifferblattes der letzte den ersten Zeiger einholt und bedeckt?»

Der Meister verrichtete den Auftrag, und sagte: «Hör an, mein Sohn, mach nur alles recht ordentlich, daß du Ehre einlegst bei dem Herrn Doctor!» – «Hm, das ist Kleinigkeit!» entgegnete der Gesell lachend; löste die Aufgabe und brachte sie am Sonntag dem Doctor. Dieser durchging sie verwundert; belobte sie; zeigte dem Wisbegierigen seine physicalischen Werkzeuge; behielt ihn den Abend bei sich; führte ihn in einen Saal, wo Herrn und Frauenzimmer von den angesehensten Familien der Stadt versammelt waren; stellte ihnen den Kupferschmiedgesellen vor und dieser erhielt eine allgemeine Einladung für alle Sonntage, so lange er in Chemnitz bleiben würde. Diese benutzte er mit Vergnügen bis zum Frühjahr. Dann aber brach er wieder auf; wanderte fröhlicher Dinge nach *Freiberg* im Erzgebirge, wo er beim Bruder des Chemnitzer Meisters eine Zeitlang arbeitete und in Feierstunden, statt der Kneipen, die dortigen Hüttenwerke, Schmelzöfen, Treibheerde, Amalgamirwerke u. s. w. besuchte. So füllte er seinen Beutel mit erspartem Geld und den Kopf mit neuen Kenntnissen, die ihm einst zu statten kommen konnten. In *Potsdam* bekam er Arbeit beim Meister *Sasse*; lieber hätt' er sie beim Kupferschmied *Zury* gefunden, weil dort gerade dazumahl die vier berühmten Pferde von getriebnem Kupfer für das Brandenburger Thor Berlins gearbeitet wurden. Indessen ging er, da er die Arbeiter gut kannte, fast alle Tage hin, um die bei solchen kolossalen Werke angewandten Handgriffe kennen zu lernen.

Die Werkstätten von Berlin, in denen er nach diesem arbeitete, boten nichts Vorzügliches dar. Hingegen traf er dort mit einem Seidenfärber-Gesellen, *Wibert* von Basel⁷, zusammen, der von da an sein lebenslänglicher Freund, und auf der Wanderschaft sein Reisegefährte blieb; es auch zu seyn verdiente. Denn die Basler Handwerker standen an Geschiklichkeit und selbst wissenschaftlichen Kenntnissen den Schaffhausern nicht nach. Mit gemeinen Burschen hatte Konrad nichts zu schaffen. Die Wanderjahre blieben ihm Lehrjahre. So zog er mit Freund *Wibert* weiter nach Hamburg; von Hamburg nach Kopenhagen, wo sein Grosheim *Lorenz Spengler* als Hofdrechsler und Verwalter der Kunstammer, im königlichen Schlosse wohnte⁸.

Das war nun einmahl wieder ein Handwerker von ächtem Schrot und Korn, der sein Handwerk in Kopfwerk verwandelt hatte. Als blutarmer Gesell war er anfangs nach Regensburg gegangen, wo damals der Kunstdrechsler *Täuber* einen fast europäischen Ruf genoß; dann später nach Amsterdam und London. Da gab's für den fleißigen Burschen viel zu sehn und zu lernen. Weil sein Vater in Kopenhagen, als Maurer, im Tagelohn arbeitete, begab er sich dahin. Hier währte es nicht lange, so erregte seine Geschiklichkeit und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, sein Geschmak, Kunstsinn und unermüdlicher Fleiß Aufsehn. König *Friedrich V.* wies ihm zuletzt Wohnung im Schlosse an; die Königin machte ihn sogar zu ihrem Bibliothekar und nebenbei ward er einer der ersten Conchyliologen seiner Zeit und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Europa.

Unser Kupferschmied *Konrad*, kaum in Kopenhagen angelangt, mußte beim würdigen Grosheim wohnen. Da ward er nun in ganz andre Kreise von Personen und Geschäften eingeführt. Er erlernte die Drechslerkunst; dazu noch dänische und englische Sprache, Alles gemeinschaftlich mit seinem Freund *Wibert*. Durch besondere Vergünstigung erhielt er selbst Erlaubnis, den physikalischen Vorlesungen beizuwohnen, die der Kammerherr, nachmaliger Hofmarschall von *Hauth* vor Herrn und Frauenzimmern am Hof hielt. Freilich, im alten, abgeschabten Schaffhauserrok konnte er in dem glänzenden Zirkel nicht erscheinen. Aber sein Vater hatte, sobald dieser erfuhr, der junge Mensch wolle gen Kopenhagen reisen, schon väterlich für ihn gesorgt, und ihm fünfzehn Louis'dors nach Hamburg geschickt; es auch dabei nicht bewenden lassen. Sondern, sobald sich Konrad in der Königsstadt befand, sagte eines Tages der Hofagent Fröhlich, ein Schweizer aus der Stadt Brugg im Aargau, und Eidam des Gros(o)heims *Spengler*, zu ihm: «Herr Vetter, Euer Vater hat mir geschrieben, wenn Ihr einige Schillinge vonnöthen hättet, solle ich sie Euch vorstrecken. Junge Leute brauchen immer Geld!» Und damit gab er ihm aus der Brieftasche einen Bankzettel von 30 Thalern.

Zur einfachsten Lebensweise und Sparsamkeit gewöhnt, fiel es unserm Wanderer nicht ein, seinen kleinen Reichthum in Wirthshäusern glänzen zu lassen.

Anmerkungen

- ¹ ANDREAS SCHALCH, 1692–1776, von Schaffhausen, war in jungen Jahren als Gießer in Douai tätig; 24jährig trat er in die königliche Gießerei in Woolwich bei London ein und entwickelte sich zu einem der erfolgreichsten Kanonengießer Englands.
- ² JOHANNIS THEODORI JABLONSKI, *Allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften oder deutliche Beschreibung des Reichs der Natur, der Himmel und himmlischen Körper, der Luft, der Erde, sammt den bekannten Gewächsen, der Thiere, Steine und Erzte*, etc. Königsberg und Leipzig bey Johann Heinrich Hartung, 1748.
- ³ CHRISTIAN FREIHERR VON WOLFF, 1679–1754, deutscher Philosoph und Mathematiker, *Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften*, Wien 1763, 5 Bände.
- ⁴ MELCHIOR HURTER, 1735–1811, von Schaffhausen, Professor der Mathematik und Physik am Collegium Humanitatis.
- ⁵ CHRISTOF JEZLER, 1734–1791, von Schaffhausen; erlernte das Kürschnerhandwerk, studierte bei Euler in Berlin Mathematik, wurde Professor der Mathematik und Physik am Collegium Humanitatis und Gründer des Waisenhauses.
- ⁶ LEONHARD EULER, 1707–1785, von Basel, Mathematiker und Physiker.
- ⁷ HANS-JAKOB WYBERT, 1771–1861, Färber, Basel. Fischer blieb zeit seines Lebens mit dem Reisegefährten seiner Wanderzeit befreundet.
- ⁸ LAURENZ SPENGLER, 1720–1807, von Schaffhausen, dänischer Hof- und Kunst-drechsler in Kopenhagen.